Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 48

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Bazarliches

Nicht etwa, daß ich in tiefempfundenen Reiseerinnerungen an türkische, arabische oder mesopotamische Bazare schwelgen möchte. Nein, ich denke an Seldwyla, an Groß- und Kleinseldwyla, denn auch seldwylerische Bazare können erinnerungswürdig sein. Sie haben zwar die Eigenschaft, *nicht* Dauerattraktion für Touristen zu sein, sondern Saisoneröffnung oder -höhepunkt für Einheimische; vielleicht nicht gerade des Kavallerievereins, wohl aber des Frauenvereins. Zwar könnten auch die Tage dieser Bazare gezählt sein. Solange man aber noch einen dringenden guten Zweck finden kann, damit sie auch ein finanzielles Ereignis werden, kann man noch auf einen Weiterbestand hoffen. Und wann wird sich in dieser unheilsten aller unheilen Welten nicht ein guter Zweck finden lassen, damit man ja nicht glaube, Seldwylas Frauen und zugewandte Männer stürzten sich aus lauter Vergnügungssucht in den Bazarrummel, kauften allerlei Nötiges und Unnötiges zum Weiterverschenken, Sachen, die fleißige Hände während des Jahres – von muntern Reden froh begleitet – gebastelt haben, und äßen sich durch ein chüschtiges Menü mit Wienerli und Härdöpfelsalat hindurch.

Früher pflegten Bazare «Missionsbazar» zu heißen. Heute nennt man das, was von der Mission übrig geblieben ist, «Entwicklungshilfe». Ein besonders scharfzüngiges Exemplar unseres Verwandtenkreises pflegte dazumal zu sagen: «Sie verkaufen Pulswärmer für die Negerbabies am Aequator.» Das bringt mich weitab von meinen Bazarreflexionen auf ein entzückendes amerikanisches Reisebuch. Es war ganz kurz bevor auch bei uns für diese «besondere Art, Ferien zu machen» Reklame gemacht wurde, als sich laut obigem amüsantem Buch fünf Amerikaner und -innen entschlossen, ihren Europatrip per selbstgesteuertem Motorboot auf den Kanälen der englischen Midlands zu machen. Sie waren aus der New Yorker Geistescrème (auch das gibt es) und beschlossen, sich in good old England so unamerikanisch als möglich zu benehmen, was heißt, daß sie sich der ruhigen englischen Distanziertheit anpassen würden; was wiederum heißt, jedes allzu laute Diskutieren zu vermeiden, und wenn zum Einkaufen oder Uebernachten «an Land» gehend, sich tadellos anzuziehen, und keinesfalls in lässigem Bootstenü, als da sind blue-jeans, slacks und slippers, loszuziehen.

Was für komische Erlebnisse sie trotzdem oder gerade deswegen hatten, und auch, weil für ein und dasselbe Ding die Engländerin eine andere Bezeichnung gebraucht als die Amerikanerin, und wie sich diese reisegewohnten Amerikaner selbstironisch durch die englische Brille betrachten, das ist auf so glänzende Art beschrieben, daß ich es nicht unterlassen kann, ein kleines Müsterchen zu bringen: meine Autorin, die auf dem Boot den Küchendienst versah, wollte sich einen Topflappen kaufen. Da sie im kleinen Lädeli des soeben «angelaufenen» Dorfes aber einen Topf*halter* verlangte, wurde sie ins Eisenwarengeschäft verwiesen. Der dortige Verkäufer geriet in Verwirrung und sandte sie ins soeben neueröffnete Miniwarenhaus, dessen Inhaber sie in der Folge an allen seinen Gestellen vorbeiführte, damit sie den gesuchten Artikel selber finden könne. Es kam erst Licht in die Sache, als sich zwei Mädchen einmischten und sagten, was die Dame suche sei vermutlich ein «Ofentuch». Aufatmend sagte diese ja, ja, das müsse es sein, und sie würde gleich zwei kaufen. Aber da wurde ihr bedauernd erklärt, daß sie dies weder hier noch anderswo kaufen könne. Also, *wo* ums Himmels willen kauften denn die Engländerinnen ihre Topflappen alias Ofentücher? Nun, sie täten sie überhaupt nicht kaufen, sondern selber anfertigen. Kaufen könnte man sie bestenfalls auf dem – Missionsbazar. Womit wir glücklich wieder bei unserem Thema in Seldwyla angelangt sind, zu welchem ich jetzt bloß noch sagen kann, daß ich wünsche, Bazare könnten noch eine lange Zeit in unserer voneinander abgekapselten Fernsehgesellschaft ihre «völkerverbindende» Funktion ausüben.

Annamaya

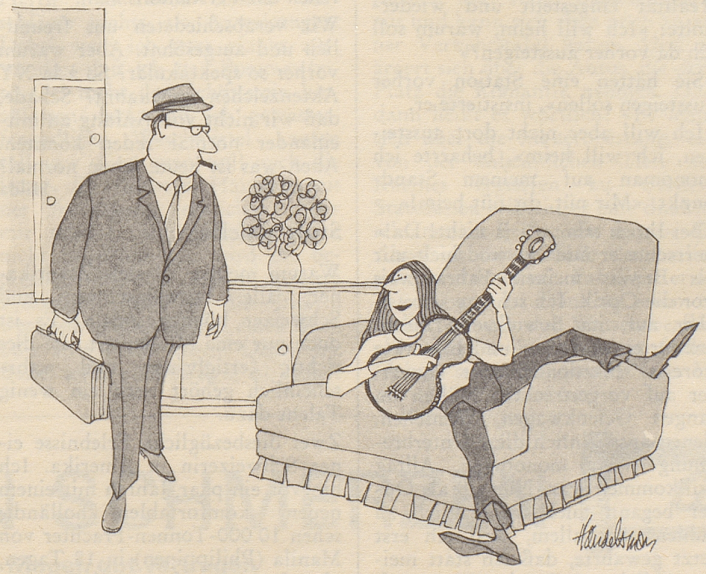
Originelle Menschen

Ich liebe und bewundere originelle Menschen, sie regen mich an, verschönern das Dasein, stecken stets voller Pläne, kurz, um sie weht ein frischer Wind.

Keine Rede von jenen, die eigenartige Dinge aus einem Besenstiel anfertigen und es gleicht tatsächlich einem Besenstiel, oder die Brockenhäusler, bei denen zu Hause es wie in einem zivilisierten Brockenhaus aussieht.

Wie abkühlend steter frischer Wind aber auf Angehörige immerzu Neuschöpfender wirkt, bemerkte ich erstmals bei meiner Freundin Elisabeth, der einst so eigensinnigen, von ausgefallenen Ideen sprühenden Elisabeth. Karl, ihr Angetrauter, fragte mich detailliert, ob mir seine neusten Taten gefallen, die da waren: Haus außen und innen neu gestrichen, Sitzplatz umgebaut, Garten in Traumlandschaft verwandelt, Möbel umgestellt, Teppich quer statt längs gelegt, Vorhanggalerie verschönert, Verschiedenes aufgehängt, umgehängt, angehängt... Ausgehängt hat es dabei Elisabeth, die mir später ihren unbändigen Drang nach Gewöhnlichem gestand. Vielleicht könnten ihr die Leserinnen unter die Arme greifen für originelle Geburtstagsgeschenke, neue Liebestechniken für Hochzeitstag, eventuell gerade noch für das Weihnachtsgeschenk (nichts zum Abstauben und kein lebendes Krokodil, denn fünf Kinder, ein Hund, ein Meerschwein und ein Haus ohne Hilfe decken momentan den Bedarf), und billig sollte es sein. Die guten Ideen, auch wenn selbst ausgeführt, kosten eine Menge Geld und bringen den Finanzhaushalt arg ins Wanken. Ich liebe sie trotzdem, die Originellen, nur schärfe ich seither mein Gehör und frage mehr.

Res



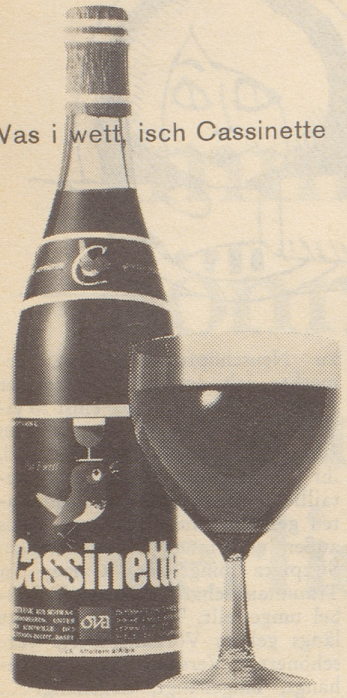
«Papa – möchtest du einen Arbeits-Song hören?»

Vorfenster, das ganze Jahr

Weil wir in einem alten Haus wohnen, haben wir noch Vorfenster. Also keine Doppelverglasung. Darum hängt man die Fenster aus im Frühling und wieder ein im Herbst. Die grünen Läden hängt man aus im Herbst und wieder ein im Frühling. Es müssen immer zwei Männer kommen und diese Arbeit verrichten, weil sie lebensgefährlich ist. Sie arbeiten im Stundenlohn heiß, einen ganzen Tag und bekommen das Znüni und das Zvieri. Hie und da zerbricht eine Kostbarkeit im Haus. Dann seufzt man, weil man ja nichts mitnehmen kann nach dem Tode. Hie und da zerbricht draußen ein Fensterglas. Hauptsache ist, daß es keine Toten gibt.

Seit es Autos und Flugzeuge und Motoren gibt ganz allgemein, haben wir zunehmenden Lärm. Jetzt bleiben die Vorfenster hängen. In kurzen drei Monaten sind die Scheiben blind vom Umweltschmutz. Die Läden bleiben im

Was i wett, isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein ova-Produkt

Jeder Tropfen Birkenblut gibt 20 Haaren neue Lebenskraft.

Keller bei den vegetierenden Geranien, die wegen den Abgasen kaputtgehen. In der Zeitung stand zu lesen, daß in Zürich Mauern abbröckeln von den sie zerfressenden, aufsteigenden Säuren.

Meine Nichte arbeitet in einem neuen Amt vom Bund. Das Büro hat mit dem Umweltschmutz zu tun. Die Beamten messen den Föhndruck und die kommenden Gewitter. Ihre Vermessungen führen sie auch aufs Land. Dann suchen sie scheint's mit Vorliebe Gasthäuser auf grünen Hügeln an stillen Orten mit Geranien vor den Fenstern, wo keine Abgase die Blumen krepieren lassen, wo kein Oel, kein Benzin, kein Petrol, kein Dampf und Rauch ihre Lungen zerstören. Meine Nichte sagt, in zwanzig Jahren werde es besser. Ich freue mich. Dann bin ich hundert Jahre alt! Trotz allem!

Angelica Arb

Ich lasse die Vorfenster schon das zweite Jahr drin. Hoffentlich hast Du Dir kein Beispiel an mir genommen! Und recht herzliche Glückwünsche zum 80. Geburtstag, bis dahin hast Du noch lang Zeit zum Glücklichwerden! B.

Am Dienstag abend um halb neun

als ich mit dem Tram heimfuhr, entspann sich zwischen dem Kontrolleur und mir folgender Dialog: «Warum sind Sie nicht ausgestiegen?»

Ich hob meine Augen vom Buch, das ich jeweils lese, um die Fahrzeit abzukürzen, und antwortete vorerst noch uninteressiert dieser Frage gegenüber, jedoch interessiert, was meine Lektüre anbelangte: «Weil ich heim will!» Damit wandte ich mich wieder meiner Erzählung zu. Er beharrlich und scharf und mit strengem Blick: «Sie hätten aber aussteigen sollen!»

Ich war immer noch nicht auf die Realität eingestellt und wiederholte: «Ich will heim, warum soll ich da vorher aussteigen?»

«Sie hätten eine Station vorher aussteigen sollen», insistierte er.

«Ich will aber nicht dort aussteigen, ich will heim», beharrte ich monoman auf meinem Standpunkt. «Mir nüt, dir nüt heim!»

«Bei Ihnen stimmt's ja nicht! Da!» herrschte er mich an und hielt mir als Beweis meinen Fahrausweis vor die Optik. Ich schaute selbstsicher auf, im Bewußtsein, diesen entwertet zu haben und bemerkte vorerst sensationslüsterne Gesichter auf vorgestreckten Hälsen im langen Gelenkwagen, Menschen, denen anscheinlich diese Unterbrechung vom monotonen Alltag willkommen war. Nur ich als Opfer begann mich unbehaglich zu fühlen, vor allem, weil ich erst jetzt gewahrte, daß ich statt meiner üblichen 7-Franken-Karte offensichtlich zusätzlich zu einer vierfränkigen gekommen war, die ich aus Versehen benutzt hatte. Ich begann mich eifrig zu entschuldigen. Er kalt: «Macht fünf Franken dreißig.»

Ich begann erfolglos in der Handtasche zu wühlen. «So, Geld haben Sie auch nicht?» – «Nein, Geld habe ich keines bei mir, ich habe nur geschwind einen Besuch gemacht.» Er: «Zahlen Sie jetzt endlich, oder zahlen Sie nicht?» Ich: «Ich bezahle nicht! Jetzt nicht, weil ich kein Geld habe.» – «Ihre Adresse!» Ich nannte sie. «Da könnte jeder kommen! Ich muß einen amtlichen Ausweis haben. Zeigen Sie Ihren Paß!» – «Den habe ich auch nicht bei mir!» klagte ich kleinlaut. Er immer indignierter: «Kein Geld, keinen Paß und erst noch gratis im Tram! Jetzt längt's aber! Da müssen Sie mit auf den Polizeiposten!»

Auch ich war nun frustriert und klappte energisch mein Buch zu.

«Heim gehe ich und nicht auf den Polizeiposten!» und begann, an meiner Station auszusteigen. Die Augen der Fahrgäste glitzerten. Er mir nach: «Ich werde doch nicht Gewalt anwenden müssen!» Ich: «Oh doch, es interessiert mich, wie Sie das anstellen. Wissen Sie, ich bin nämlich noch nie mit Gewalt auf einen Polizeiposten gebracht worden.» Ich mußte lachen. Die Vorstellung, wegen 30 Rappen abgeführt zu werden, erheiterte mich. Dann lenkte ich ein. Ich wollte im Frieden mit der Umwelt ins Bett: «Holen Sie das Geld bei mir. Ich wohne zwei Minuten von hier!» Er brummte: «Da hätte ich viel zu tun, wenn ich bei allen», aber er trottete doch neben mir her. Im Lichtschein unter der Haustüre war er mir sogar sehr sympathisch.

Auch der Text auf der Quittung des Zahlungsausweises ist es: «Mannigfaltige Gründe zwingen die Verkehrsbetriebe ... auch wenn es sich bloß um ein Versehen handelt ... wir bitten die Betroffenen um Verständnis.» ...

Wir verabschiedeten uns freundlich und ausgesöhnt. Aber warum vorher so spektakulär? So à la XY Aktenzeichen unbekannt? Schade, daß wir nicht von Anfang an miteinander normal reden konnten. Aber, was ist heute schon normal?

Hilda

Swiss jodeling

Warum meinen so viele Amerikaner, alle Schweizerinnen und Schweizer können jodeln? Es ist doch nur eine Minderheit, die dies richtig fertigbringt, und wahrscheinlich gehört auch ein wenig Talent dazu.

Zwei diesbezügliche Erlebnisse einer Schweizerin in Amerika. Ich bin vor ein paar Jahren mit einem neuen, komfortablen holländischen 10 000-Tonnen-Frachter von Manila (Philippinen) in 18 Tagen, ohne Land zu sehen, nach Los Angeles gereist. Wir waren nur 8 Passagiere, drei Amerikaner, drei Holländer, eine Burmesin und ich Schweizerin. Es schien langweilig zu werden, mit so wenig Leuten so lange zusammen zu sein, wurde dies aber gar nicht, denn es zeigte sich, daß wir eine fröhliche Gesellschaft waren, und zudem der Kapitän und die Schiffsoffiziere das ihrige zur Unterhaltung beitrugen.

Wir verfügten über sehr schöne, große Kabinen mit Dusche, einem kleinen Schreibtisch und andern Bequemlichkeiten. Dann der hübsche Salon mit modernen Fauteuils und breiten Fenstern aufs Meer hinaus.

Schon am zweiten Tag, als wir alle mit dem Kapitän und den Schiffsoffizieren vor dem Mittagessen beim Apero saßen, sagte einer der Amerikaner: «Hallo Swiss Girl (dabei bin ich Großmutter), wir möchten Sie nun gerne jodeln hören.» Ich wollte ihm dann begreiflich machen, daß eben nicht alle Schweizer jodeling seien, aber sie alle glaubten mir nicht und probierten es noch mit Bitten. In meiner Verlegenheit ließ ich ganz «schüüch» ein zaghaftes «Holderiohuhu» ertönen, worauf sie alle aufstanden, in die Hände klatschten und riefen: «bitte noch mehr», aber ich konnte wirklich nicht mehr, und alle waren sehr enttäuscht, doch die ganze Meerfahrt war dann noch sehr gemütlich und nahm ein gutes Ende.

Als ich Los Angeles, Hollywood und die Beverly-Hills hinter mir hatte, fuhr ich mit dem sogenannten «Daily Express» nach San Francisco. Im Salonwagen begrüßte mich eine tipptopp gekleidete Neger-Nurse. Da der Zug schlecht frequentiert war, und demnach keine Babys zu betreuen waren, habe ich sie eingeladen, sich zu mir zu setzen, was sie natürlich mit Freude verdankte. Sie erzählte mir allerlei von ihrem Beruf und zeigte mir dann die großartige Einrichtung im Zug für die Baby-Pflege. Sie freue sich, mit einer Schweizerin reden zu dürfen, sie habe schon viel gehört von diesem kleinen aber schönen Land, konnte es aber doch nicht «verhebe», mich zu fragen, ob ich auch jodle!! Aberneiau!

Ich hatte noch einmal das Vergnügen, diese Frage zu beantworten, zwischen Chicago und New York, aber dann sagte ich mir: «es tuet's».

Aenni

Die Unentwegte

Haben Sie auch eine Unentwegte? Eine Bekannte, meine ich, die keinen Geburts- oder Jahrestag vergißt und die auch zwischenhinein unaufgefordert reizende kleine Briefe schickt, mit Schreibmaschine beschriftet, mit Sondermarken frankiert und immer eine kleine Aufmerksamkeit enthaltend – ein gepreßtes Strohblümchen, eine Spruchkarte, ein dezentes «Pochettli» und was derlei nützliche Kleinigkeiten mehr sind. Die faulen Ausreden, mit denen ich die

Intensität solchen Kontaktes dämpfen und die nach so viel Briefen längst fällige Einladung hinausschieben möchte, prallen nutzlos ab an diesem Bollwerk der Unentwegtheit – das einzige, was dabei herausschaut, ist ein permanent schlechtes Gewissen meinerseits.

Wegen dieses schlechten Gewissens habe ich nun meine politische Karriere ruiniert. Zugegeben, sie steckte erst in den Anfängen – ich war einer kleinen Partei beigetreten und hatte mich bei der ersten Sitzung nicht energisch genug gegen die Uebernahme eines ehrenamtlichen Aktuariates gewehrt. Aber haben nicht Bundesräte als Stimmenzähler begonnen? Also – diese von ferne, aber immer deutlicher sich abzeichnende Karriere ist nun endgültig dahin.

Ihr Untergang begann mit einem Brief. Ich erhielt ihn am Morgen, bevor ich in die Stadt fahren wollte. Maschinenschrift, Sondermarke und Ort des Poststempels ließen für mich keinen Zweifel über die Absenderin offen. Die Regungen meines permanent schlechten Gewissens eilig verdrängend, steckte ich ihn in meine Schreibmappe und diese wiederum in meine Einkaufstasche – vielleicht würde ich im Zug den Mut zur Konfrontation mit weiterer Unentwegtheit aufbringen. Doch, was man einmal verdrängt hat, läßt sich nicht so leicht wieder hervorholen (so oder ähnlich sagte schon Freud, und wovon würden sonst die Psychiater leben?) – der Brief, den ich im Zug tatsächlich lesen wollte, blieb im Stoß meiner anderen unbeantworteten Briefschaften hartnäckig verborgen. Auch zu Hause fand er sich nicht wieder, so daß ich mein permanent schlechtes Gewissen mit dem Vorsatz beruhigen mußte, die Unentwegte bald einmal anzurufen. Gute Vorsätze pflastern bekanntlich den Weg zur Hitze der Hölle, und heiß und heißer sollte es mir auch bald einmal werden: heiß, als ich eine Woche später wieder einen Brief der Unentwegten erhielt, und noch heißer, als ich feststellte, daß dieses Schreiben mit keiner Silbe auf ein früheres Bezug nahm. Der erste Brief mußte also von jemand anderem gestammt haben! Der Ort des Poststempels legte mit erschreckender Deutlichkeit einen Zusammenhang mit der Partei nahe. Diesmal suchte ich eisern und hielt es auch bald in der Hand – das Aufgebot zur Parteivorstands-Sitzung vom vergangenen Freitag!

Ich habe unverzüglich dem Parteipräsidenten telephoniert und alles gebeichtet. Er hörte geduldig zu, aber es war mit Händen zu greifen, daß er werweißte, ob er es mit einem Psychopathen oder mit einem Faultier zu tun habe. Zu welchem Schluß er auch gekommen sein mag – meine Karriere ist dahin, denn Psychopathen und Faultiere gibt es ganz sicher keine in der politischen Arena des Sonderfalles Schweiz.

Oder? Susi

PS. Der richtige Brief der Unentwegten liegt noch unbeantwortet in meiner Schreibmappe. Schließlich habe ich jetzt zuerst die Sache mit der Partei verarbeiten müssen. Aber ich habe den festen Vorsatz, nächste Woche anzurufen.

«Ich wünschte, alle Frauenrechtlerinnen wären wie Sie, Frau Müller! Sie argumentieren wie ein echter Gentleman!»

Die originelle Idee

Umweltschutz muß sein. Aufklärung darüber ist dringend notwendig. Das ist mir schon klar. Aber trotzdem. Langsam werde ich muff. Welche Zeitung, welches Heftli man auch immer aufschlägt: nichts als Anweisungen. Dabei weiß ich jetzt efangs auswendig, daß ich das Pommes-frites-Oel nicht den Schüttstein hinablassen darf, daß ich gewässerfreundliche Waschmittel kaufen soll usw. Gut, man will auch die letzte, die allerletzte Hausfrau mit der Aufklärung erreichen. Aber mir scheint, wer bis jetzt noch nicht begriffen hat, wird nie begreifen. Derweil zahlen gewisse Industrien fröhlich die Bußen, wenn sie wieder einmal einen Bach oder so versaut haben. Denn eine Buße, auch eine saftige, ist immer noch billiger als eine Kläranlage. Immer mehr wird in Einwegplastikgütterli abgefüllt. Also, wenn man mich fragen würde ... Aber mich fragt ja doch keiner.

Dabei habe ich mich schon vor beinahe zwanzig Jahren, als ich noch im zartesten Jungmädchenalter war, über die Verschmutzung meines lieben Rheins geärgert. Das bestätigte mir ein altes Aufsatzheft, das ich beim Räumen des Estrichs gefunden hatte. Ich bin schon rot geworden, als ich da die Aufsätze las, die ich in jugendlichem Ueberschwang geschrieben habe. Aber einer gab mir trotzdem zu denken. Das Thema war: «Abendstimmung am Rhein». Ich schilderte darin einen Fremden, der an einem regnerischen Abend den Münsterplatz besucht. Den Münsterplatz von Basel, der als einer der schönsten Plätze Europas gilt. (Nichtbasler mögen mir diese Feststellung verzeihen.) Item. Dieser Fremde also schlängelt sich durch die vielen parkierten Autos, rutscht auf einer Bananenschale aus und kann sich eben noch an einer Verkehrstafel halten. Und er ärgert sich über die Autos, die dem Platz die Romantik nehmen. Und dann heißt es wörtlich: «Er lehnt sich über die Mauerbrüstung, um von der unheimlichen Tiefe des Rheines ergriffen zu werden. Stattdessen erblickt er eine dunkle, schlammige Brühe, die ihn an die Abwässer und Abfälle der umliegenden chemischen Fabriken erinnert. Sogar im Dunkeln kann er Oellachen auf der Wasseroberfläche erkennen. Ein modriger, fauler Geruch steigt ihm in die Nase. Er wendet sich angewidert ab. Und in diesem Moment weiß er: Basel ist ja zuerst und vor allem eine Industriestadt.»

Und dann der Schluß:

«Der Reisende liegt auf dem Bett in seinem Hotelzimmer und träumt von einer prächtigen Abendstimmung am Rhein; auf der Pfalz. Es ist dunkel. Man hört nur das leise Rauschen des Rheins. Der Platz ist leer. Die schmalen, idyllischen Häuser liegen im Halbdunkel. Nur wenige Fenster sind erleuchtet. Im dunklen, geheimnisvollen Wasser spiegeln sich gespenstisch die Lichter des gegenüberliegenden Ufers. Der sanfte Duft von nassem Sandstein und nassem Holz liegt in der Luft. Und alles ist unbeschreiblich schön und still. Basel, die Zauberstadt, die Stadt mit den stillen Gäßchen und den alten Häusern. Und ein einsamer Wanderer, in einen weiten Mantel gehüllt, vertieft sich verträumt und melancholisch in all diese Pracht.»

Und der Kommentar des Lehrers im Wortlaut: «Die zugrunde liegende Idee ist gewiß originell; ob sie sich lohnt, ist eine andere Sache. Aus Ihren Formulierungen merkt man, was Sie mit dem Thema hätten erreichen können, wenn Sie es anders angefaßt hätten. Es ist zu hoffen, daß Ihnen auch einmal außerhalb des Literarischen ein Aufsatz von dem Niveau gelingt, das Ihrem Können und selbständigen Denken entspricht.»

Watschi

Üsi Chind

Die Mutter ist entsetzt: Chrigi, der älteste ihrer drei Buben, ein Viertkläßler, war beim Götti in den Ferien. Eine dort in der Nähe gelegene Schweinemästerei hat ihn sichtlich angezogen, nicht weniger offenbar auch die nicht eben zimperliche Ausdrucksweise der dortigen Angestellten. Zur Bereicherung seines Wortschatzes gehört vor allem das Wort Mohre, von den beiden Brüdern sofort mit Begeisterung auch aufgenommen. Die Mutter bittet, mahnt, droht; es nützt alles nichts. Von der «glatten Mohre» bis zur «Saumohre» taucht das Wort den ganzen Tag in irgendeiner Form wieder auf. – Die Großmutter kommt zu Besuch, und ihre Tochter klagt ihr ihre pädagogischen Mißerfolge. Abends, nach dem Beten, knöpft sich Großmutter ihre Enkel vor: «Wüßt dr, wenn dir ds Mueti numen e chli gärn hättet, würdet dir das wüeschte Wort nümme bruche, we dir doch wüßt, daß es das nümm wott ghöre!» Worauf der Jüngste entrüstet und mit Pflugsräderaugen auffährt: «Was! Mir ds Mueti nid gärn ha! Das hei mir doch gärn wie ... wie ... wien e Mohre!» KH

GEGEN SCHMERZEN

Auch vom schwachen Magen gut vertragen

Prompte Wirkung

Sofortiger Zerfall zu feinem Pulver in jeder Flüssigkeit

Erhältlich in Apotheken und Drogerien

Dr. WILD & Co. AG 4002 Basel